

Gott mit uns!

Dokumente religiöser Erhebung des
deutschen Volkes im Kriegsjahr 1914

Herausgegeben von

Paul
Superintendent Fiebig,
Großenhain

Unter Mitarbeit von Pastor Pilz,
Pastor Lösche,
Divisions-Pfarrer Krömer u. a.
daheim und draußen.



Verlag von Max Koch in Leipzig
Im Kriegsjahre 1914

Unser Kaiser und Kriegsherr

Ihr habt alle wohl das Bild unseres Kaisers in Felduniform gesehen. Diese dem deutschen Volk seit langer Friedenszeit tief ins Herz geschriebene Gestalt ist doch nun erst durch den blutigen Ernst der Zeit, durch Blut und Not, durch Kampf und Sieg in das Innerste der Volksseele, des Volksganzen hineingewachsen, für gute und schwere Zeit. Tiefenst der Blick und doch festes Vertrauen auf eine heißerstrittene schönere Zukunft darin, den Marschallstab in der Hand, des ganzen Reiches Feldmarschall und Steuermann durch Sturm und Wogen eines Krieges, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen, gealtert, doch nicht gebeugt, die Sorgenlast einer Welt auf dem Herzen, und doch die Gewißheit im Herzen: Alle eure Sorgen werfet auf Ihn; denn Er sorget für euch. Mitten in seiner Zeit stehend und doch seine Kraft von der Ewigkeit genommen, seine Riesenverantwortung nehmend von dem Herrn der Heerscharen, tragend vor den Richterstuhl der ewigen Majestät. Der Mann, der vom Balkon des Schlosses in die Seele seines Volkes hineinrief: „Nun geht in die Kirchen und betet, daß Gott mit unserer gerechten Sache sei“ — der hatte vorher selbst vor seinem Gott sich tief in den Staub gebeugt — ein betender Kaiser ging seinem betenden Volk voran, Feinde ringsum, wie im

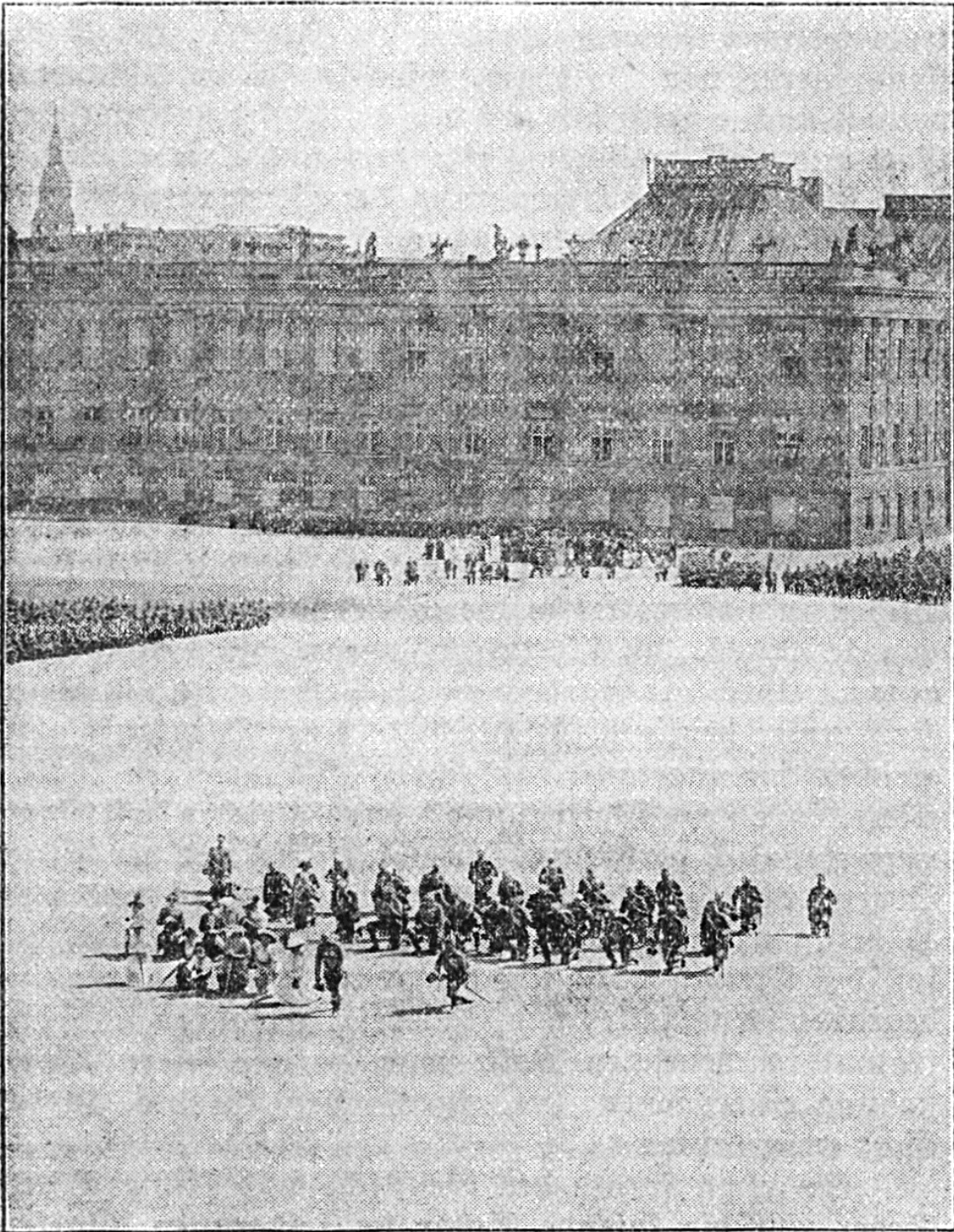
„Gott mit uns.“ Heft 2. Dokumente religiöser Erhebung in den Kriegsjahren 1914/15

Verlag Max Koch, Leipzig

Siebenjährigen Krieg — und doch vielmehr die Gebetskräfte eines ganzen Volkes wie feurige Rosse und Wagen um uns her, ein Opferkrieg mehr noch wie 1813, und doch ein Strömen der Liebe und der Hingabe wie damals: der König rief — und alle, alle kamen. Der Tag von Wörth, der 5. August 1870, sich im Jahre 1914 erneuernd als Volksbuß- und Betttag — und doch schon dies der erste Siegestag. Denn so hat in unserer zerrissenen und gerade von religiösen Kämpfen durchtobten Zeit noch nie ein ganzes Volk vor seinem Gott auf den Knien gelegen, wie an diesem Tage: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Und solchem, von Gottes gewaltiger Sprache überwundenen Volk muß es gelten wie dem alten Erzvater: Du hast mit Gott und Menschen gerungen und bist obgelegen.

Wie in tausenden von Familien im Vaterlande, gab's auch in der kaiserlichen Familie in jenen Mobilmachungstagen zwei Kriegstrauungen, in die die Tränen des Abschieds neben die Tränen des jungen Liebesglückes hineinfielen, und es war wohl das stolzeste Wort einer deutschen Frau, das die Kaiserin in jenen Tagen einem Feldgeistlichen sagte, dessen Mutter ihre beiden Söhne ins Feld gab: „Und ich darf sechs Söhne geben“ — mit einem strahlenden Ausdruck hingebener Freude. So war es ein Leid und eine Freude, ein Stolz und ein unter Tränen lächelndes Glück, das das Kaiserhaus und das Haus des schlichtesten Mannes in jenen Augusttagen, da die Sichel des Todes zu großer Ernte anschlagen und ausheben wollte, innig und unauflöslich verband.

Aber ein Kaiser hat noch eine größere Familie als Kinder und Kindeskinde, sein Heer. Er nahm auf dem historischen Lustgarten von Potsdam am 9. August Abschied von seinem Ersten Garde-Regiment zu Fuß, er ließ sie noch einmal an sich vorbeiziehen unter der Führung seines zweiten Sohnes, des Prinzen Eitel Friedrich, er empfing noch einmal, ehe sie sich weiheten für



Hofphot. Eichgrün, Potsdam.

**Einsegnung des Ersten Garderegiments zu Fuß
am 9. August 1914 im Lustgarten zu Potsdam.**

(Im Vordergrund kniend S. M. der Kaiser und die kaiserliche Familie.)

Not und Tod, kniend den Segen in unvergeßlicher gottesdienstlicher Feier. Hofprediger Richter, der Divisionspfarrer von Potsdam, wies in seiner Abschiedspredigt noch einmal hin auf den heiligen Bund zwischen Gott und Volk, zwischen Kriegsherr und Armee. Leuchtend stieg wie eine Erinnerung der Vergangenheit und eine Zusage für die Zukunft das Bild des Regenbogens, der am 1. August über dem Bilde des großen Friedrich in Berlin geleuchtet hatte, vor den Geistesaugen der versammelten Soldatengemeinde auf. Ein Bundeszeichen sollte er sein vom Himmel für die Erde, eine Brücke von der Erde in den Himmel, wenn Gottes ewige Gnaden-sonne in den Trübsalsregen der Zeit hineinscheint. Und durch's goldene Tor schritten denen, die sich in dieser Stunde dem Soldatentode weihten und den heiligen Willen zum Sieg tief in die Seele nahmen, die Geister von 1813, 64, 66, 70 und 71 voran, die vorangegangenen Helden, die Garde von St. Privat. Und in diesen Geist unser heutiges Geschlecht in einer Bluttaufe ohne gleichen hineingetauft, auf ihren Glauben neu konfirmiert, in einer „Nottrauung“ ohne gleichen mit ihnen unzertrennlich verbunden für ewige Zeit, und der heilige Segen darüber gesprochen, wenn über Fürst und Volk es heilig wahr wird: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden, dann mag man endlich begraben, was schlecht und niedrig, zerfahren und verträumt im deutschen Volke war — wir feiern Auferstehung einer neuen Zeit, eines neuen Bundes, an den Gott ewig denken will.

So etwa sprach der Geistliche und flehte Gottes Segen auf die kniende Schar im feldgrauen Waffenkleid herab. Der Schlußgesang war verflungen — da ergriff der Kaiser selbst das Wort in folgenden Abschiedsworten an sein erstes Leibregiment:

„Die früheren Generationen und auch alle die, die heute hier stehen, haben die Soldaten des Ersten Garde-Regiments und Meiner Garde an diesem Ort schon

öfter hier versammelt gesehen. Sonst war es der Fahneneneid, das Gelübde, welches wir vor dem Herrn schwuren, das uns hier vereinte. Heute sind wir alle hier erschienen, den Segen für die Waffen zu erbitten, da es jetzt darauf ankommt, den Fahneneneid zu beweisen, bis zum letzten Blutstropfen. Das Schwert soll entscheiden, das Ich jahrzehntelang in der Scheide gelassen habe. Ich erwarte von meinem Ersten Garde-Regiment und Meiner Garde, daß sie der glorreichen Geschichte derselben ein neues Ruhmesblatt hinzufügen werden. Die heutige Feier findet uns im Vertrauen auf den höchsten Gott und in Erinnerung an die glorreichen Tage von Leuthen, Eylum und St. Privat. Unser alter Ruhm ist ein Appell an das deutsche Volk und sein Schwert. Und das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann hat das Schwert ergriffen. Und was Ich bis jetzt vermieden habe, das tue Ich jetzt: (dabei warf der Kaiser den Feldmarschallstab in den Sand des Lustgartens und zog sein Schwert, es hoch über dem Haupte haltend), Ich ziehe mein Schwert. Ohne siegreich zu sein, ohne Ehre kann Ich es nicht wieder einstecken. Und ihr alle sollt und werdet Mir dafür sorgen, daß es in Ehren wieder eingesteckt wird. Dafür bürgt Ihr Mir, daß Ich den Frieden Meinen Feinden diktieren kann. Auf in den Kampf mit den Gegnern, und nieder mit den Feinden Brandenburgs! Drei Hurras auf unser Heer."

Nachdem die Hurrarufe und das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ erklingen waren, nahm der Regimentskommandeur, Prinz Eitel Friedrich das Wort in folgender Ansprache:

„Euer Majestät danke ich ganz untertänigst im Namen von fast 7000 Grenadieren und Füsiliern für den überaus gnädigen Abschiedsgruß, den Euer Majestät uns zugerufen haben. Wir geloben hier auf dieser von der Tradition geheiligten Stätte, wo Jahrhunderte preussischen Ruhmes auf uns herabsehen, den Grena-

dieren des großen Königs es gleich zu tun, die furchtlos einer Welt von Feinden entgegen sahen, nur ihrem König und ihrer gerechten Sache vertrauend. So vertraut ein jeder von uns Eurer Majestät. Unser unbezwingbarer Wille zum Sieg soll gleich sein dem, der die Stürme von Chlum und St. Privat beseelt hat. Und jeder von uns, der in den beiden Regimentern (dem 1. Garde-Regiment und 1. Garde-Reserve-Regiment) in Reih und Glied steht, weiß, daß es nur eins für uns gibt, zu siegen oder zu sterben. Dies geloben wir, indem wir in den altpreußischen Schlachtruf einstimmen, mit dem wir heute unser Leben aufs neue bis zum letzten Blutstropfen Eurer Majestät weihen: Seine Majestät der Kaiser und König, unser geliebter Kriegsherr und Regimentschef — Hurra!"

Die Kämpfe im Westen, wo das erste Garde-Regiment, und im Osten, wo das erste Garde-Reserve-Regiment seinen Dienst im Felde hat, haben schon jetzt bewiesen, daß diese Worte des edlen Prinzen Taten und Schwertstreiche waren, wenn auch Offizier wie Mann „wie Kräuter im Maien“ gefallen sind, der alte Adlerflug war wieder da und der eherne, dröhnende Gleichschritt der altpreußischen Ruhmesgeschichte.

Tausende sind inzwischen dahingesunken auf dem Felde der Ehre, und immer neue Scharen begeisterter Jünglinge treten in die Lücken ein, und das ist wohl das Wundervollste an dieser wundervollen Zeit: Nicht bloß dem alten stolzen Ersten Garde-Regiment, sondern bis zum letzten Mann, der irgendwo seinen Dienst in oder hinter der Front tut, ist dieser Geist eingehaucht durch das persönliche Beispiel seines Kriegsherrn und seiner Führer. In dieser Zeit schweigt aller leere Hurratriotismus, und mit zusammengebissenen Zähnen und eisernem Willen der Pflichterfüllung bis zum Tode geht Fürst und Volk seinen blutigen Weg gegen die ungeheure Uebermacht der Feinde. Denn die Schicksalsstunde des deutschen Volkes und seines

Kaisers hat geschlagen. Aber nie so wie jetzt wird sich's erfüllen: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Wie hat sich Gott, der die Sterne lenket am Himmelszelt, dies kaiserliche Rüstzeug für die Schicksalsstunde des deutschen Volkes zubereitet! Noch sehen wir ihn tiefgebeugt hinter dem Sarge des alten Kaisers einhererschreiten, dem Brandenburger Tore entgegen, dem ein ganzes Volk in Tränen als seinem Führer in großer Zeit nachrief: Vale, senex imperator! lebe wohl, greiser Kaiser! Und wie nahe fühlte er die Stunde, da er selbst die Riesenlast der Verantwortung der deutschen Kaiserkrone auf seinem Haupte fühlte. Er war das Bild des Mannes, von dem das alte Prophetenwort sagt: Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Das Wort im alten berühmten Turnsaale im Neuen Palais auf dem Wandschilde: Palma sub pondere crescit, „die Palme wächst unter der Last“, das ist so recht Hohenzollernerfahrung wie bei dem alten Kaiser gewesen, der noch das furchtbare Gericht fränkischer Willkür in der Jugend erleben mußte und seiner Mutter das Herz brechen sah über Preußens Leid, so auch bei dem jungen Kaiser. Jetzt hat er's bewiesen im weißen Haar, was er in der Jugend gelernt: Nur der Mensch, der sich vor seinem Gott tief in den Staub beugt, darf aufgerichtet stehen im Rate der Völker und im Sturm der Tage, wie in den Blutströmen des größten Weltkrieges, den je die Weltgeschichte sah — nur der Mensch steht auf der Höhe, der aus der Tiefe rufen gelernt hat, nur der hat feste Hand, festen Willen, festen Blick, der das Fürchten gelernt hat vor dem lebendigen Gott. Dem kann es gelten, was in der alten Siegfriedsage nach Wagners Worten vom Schwerte Notung gesagt wird: „Nur wer das Fürchten nicht gelernt, der schmiedet Notung neu.“ Diese eine Furcht vor dem lebendigen Gott bedeutet das blißende deutsche Siegfriedsschwert in markiger Faust,

wenn sich's um Sein und Nichtsein handelt und die Drachenkräfte sich regen, die allein das Gold bewachen wollen. Diese Mammonsmächte, die in Englands Gestalt verkörpert vor uns stehen und uns erwürgen wollen um jeden Preis, gilt's durch Siegfrieds Sonnenschwert zu brechen, und es ist recht, wie Lissauer es in seinem Haßgesang an England singt und auch in die Seele des deutschen Kaisers hineingesungen hat: „Wir alle haben nur einen Feind, England!“

Aber ehe diese Erkenntnis reifte, welche heißen, bitteren Lehrstunden hatte das deutsche Volk mit seinem Kaiser zu zahlen! Wir alle sind des Zeuge gewesen, wie noch zu der Zeit, als die Einkreisungspolitik Eduards VII. vor aller Augen lag, unser friedliebender Herrscher alles getan hat, um die drohende Kriegsgefahr zu beschwören, und man lächelt jetzt fast, daß es einmal eine Zeit gab, in der „The Emperor“ der populärste Mann von England war, als er, wie er ging und stand, an das Sterbelager der alten Königin von England geeilt war. Die Hochzeit der jungen Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig erscheint uns wie ein Traum, als wir die junge Braut beim Fackeltanz im Weißen Saale des Königsschlusses dahinschreiten sahen zwischen Zar Nikolaus und König Georg. Man hörte etwas in den Reihen murmeln wie: „Der personifizierte Weltfriede“ — oder: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein.“ — und die Augusttage 1914 brachten die Antwort, die wie der erste fahle Blitz die aufsteigenden Kriegswolken erleuchtete, was von diesem schönen Bilde des Friedens zu halten war. Unserm kaiserlichen Herrn ist nichts fremder als Mißtrauen. Wie er sich in der ganzen Bornehmheit seiner Gesinnung ohne Arg jedem gibt, dem er sein Vertrauen meint schenken zu können, so kann er eins schlechterdings in seinen Gedanken nicht vollziehen: daß er hintergangen und von einem Ränkespiel umgarnt werden könnte. Er hat in der weitestgehenden Weise nicht bloß sein Herz, sondern sein Land und sein Heer

Fremdlingen geöffnet, die sich jetzt als unsere Todfeinde entpuppt haben, und das, was sie in Deutschland an Heeres- und Volkseinrichtungen gesehen haben, nun gegen uns ausnutzen in einem Vernichtungskampf ohne gleichen.

Aber in solcher Zeit wird der andere Schild im Turnsaal des Neuen Palais gleichsam lebendig: Auf ihm ist nichts als ein Pfeil gemalt, der durch dicke Wolken, wie von beseelter Hand geschleudert, hindurchfliegt — und darunter steht das eine Wort: Durch! Es ist das Bild des Siebenjährigen Krieges, nur auf Weltgröße projiziert. Damals Europa gegen Preußen — jetzt die Welt gegen Deutschland. Und ob wir auch daran herumrätselfeln, wie es möglich war, daß gerade gegen das weltoffene Deutschland und seinen Kaiser sich dieser Haß und Neid wie schwelendes Feuer ansammeln konnte, jetzt ist der Pfeil von der Sehne geflogen, und es gibt nur eins für uns: „Durch!“ „Und wir werden diesen Kampf bestehen, auch gegen eine Welt von Feinden“ — das ist des Kaisers Wort und Zuversicht, die ihn bisher nicht getäuscht hat und ihn auch ferner, auch wenn der Krieg nicht mit den fallenden Blättern zu Ende war, sondern noch über die verschneite Schwelle eines dunklen neuen Jahres getragen wird, nicht täuschen wird.

Dort im Hauptquartier in Feindesland, wo der Kaiser in einer einfachen Villa seine vorläufige Kriegswohnung aufgeschlagen hat, wird seine Sicherheit bewacht von Landwehrleuten aus Apolda und Eisenach. Wie die wohl stolz sind auf ihre heilig-ernste Aufgabe, für des obersten Kriegsherrn Sicherheit in erster Linie verantwortlich zu sein! Und wie sie gelernt haben, daß nur der feste Zusammenhang zwischen Fürst und Volk, König und Untertan in den schwersten Nöten, wo Feinde ringsum sind, ein Volk wirklich stark machen kann. Wenn sie diese Erfahrungen aus großer Zeit nur wollten alle in ein Buch schreiben und ihren

Kindern und Kindeskindern als kostbarstes Erbe hinterlassen für eine Zeit, in der vielleicht, trotz siegreichen Feldzuges, die alte Verhetzung und Verbitterung wieder beginnt. Aber wir, die wir mit im Felde stehen und jetzt an der männlichen Volksseele mitarbeiten dürfen, daß sie standhält in allen Gefahren und Versuchungen, können dann wenigstens die Gewissensfrage ins Volk hineinrufen: Ist das groß und edel, in der Zeit der Not und Angst um den Frieden von Haus und Herd, Weib und Kind, die Hand des Vertrauens und der Bitte um Schutz nach dem Throne auszustrecken und diese Hand in goldenen Friedenszeiten wieder loszulassen? Ist das groß und edel, jetzt die Erkenntnis zu haben, die ein Sozialdemokrat niedergeschrieben hat: „Wir haben noch viel zu wenig für Heer und Flotte gegeben — denn jetzt merkt man erst, daß jede Forderung blutnötig und voll berechtigt war“ — und dann vielleicht wieder in Friedenszeiten auf den bösen Militarismus zu schelten und Wühlarbeit dagegen zu treiben? Ist das groß und edel, wenn jetzt ein ganzes Volk, ob hoch, ob niedrig, ob reich oder arm, sich zu den Altären Gottes, zum Trost in Wort und Sakrament drängt, um dann wieder fortzugehen und zu vergessen, was Gott uns Gutes getan hat? Ist das groß und edel, wenn ich noch in keinem Kriegslazarett oder Hauptverbandplatz ein mürrisches, verdrossenes Gesicht gesehen habe, sondern nur Dank, nur Opferwilligkeit und fröhliche, rührendste Hingabe alles dessen, was „Glück“ auf dieser Erde genannt wird, bis zum Martertode der Wunden, wenn dann Menschen es fertig brächten, wieder die Wolken des Unmuts auf die Stirn und die Blitze des Hasses in die Augen zu — r e d e n?? Im Jahre 1914 haben die Taten gesprochen, und wir schrieben Geschichte mit dem Schwert — und jeder Grundstrich ist Wahrheit gewesen. Das geht aus den knappen, kurzen

Tagesberichten unserer obersten Heeresleitung, hinter der der Kaiser selber steht, deutlich hervor. So soll's bleiben.

Unsere Gegner dagegen müssen mit Lügen arbeiten. Denn als im Argonnerwald ein französischer Oberst gefangen genommen wurde und seinen Degen abgab, sagte er hohnlachend: „Was wollt ihr denn machen; die Russen stehen ja bereits am Rhein!“ Als er die Wahrheit erfuhr, daß nicht nur nicht die Russen am Rhein stünden, sondern durch Hindenburgs starken Arm zum eiligen Rückzug gezwungen worden seien, bis an die Tore von Warschau, da ist er zusammengebrochen: „C'est tout fini — c'est tout fini!“ Es ist ganz zu Ende, ganz zu Ende! Wenn das das Truggespinnst war, unter dem ein in führender Stellung stehender Franzose befangen war — wie mag es erst in den untersten Volksschichten aussehen! Aber Lügen werden auch hier kurze Beine haben, und die Wahrheit wird ihren blutigen Schwertsieg davontragen. Und wenn auch die Opfer noch immer sich steigern und die Tränen daheim in Fluten fließen sollten — unser Kaiser weist uns auch hier den rechten Weg: Jetzt gilt es nicht an die Einzelofer denken und vom Einzelelend sich hinreißen lassen, so schwer es ist, sondern den ganzen Zweck und das große Ziel ins Auge fassen, das für uns über Sein und Nichtsein entscheidet — und das heißt allein: Sieg auf der ganzen Linie. Und dieser Wille zum Sieg, verbunden mit dem treu-landesväterlichen Herzen, das mit den Wunden des Vaterlandes mitblutet und die Tränen mitweint, die jetzt millionenfach fließen, wird seine Bahn finden und den Segen des Herrn der Heerscharen in eine friedliche, schönere Zukunft mitnehmen.

Der Kaiser, der den heißesten Kampf in sich selbst ausgefochten, ehe er zum Schwert griff, der den Frieden gewollt hat und erhalten bis zum Aeußersten der Tragkraft und der Möglichkeit, wird von dem Gott, der die Siege gibt, von einer Kraft zur anderen geführt.

Der Kaiser, der wie der Steuermann im Sturm, jetzt nicht viel sagen kann zu seinem Volk, läßt jedes seiner Worte jetzt zur Tat werden: „Siegesgewiß, allein auf Gottes Wort und Kraft bauend, gehen wir durch Arbeit, Hohn, Jammer, Elend und Tod, denn wir haben in Christus Gottes geoffenbartes Wort, und Er lügt niemals.“ Der Kaiser, der keine Parteien, nur noch Deutsche kennt, faßt jetzt jede Hand und jede Hand faßt ihn, und das trägt ihn durch diese Ströme von Blut und über die Bergelasten von Verantwortung und Arbeit, ein Haupt, ein Volk in einem Reich vor einem Gott. Der Kaiser, der weiß geworden ist über dem Tragen heiliger Bürde, weiß es, wo neue Kraft und ewige Jugend zu finden ist, in der täglichen Hingabe der ganzen Kraft an die ganze Sache. Nur dadurch kommt er und kommen wir alle durch diese Tage hindurch, wenn wir immer wieder noch voran schauend über alle Opfer weg den tränenden Blick uns klären lassen: Ein einziges Ziel: Nur Ehre unsern Vätern, und Ehre unsern Waffen — und wer es wagt, an dieses Heiligtum zu tasten, dem wird die deutsche Faust gezeigt, bis wir den deutschen Grenzen stillen Frieden, den deutschen Wunden volle Heilung, den deutschen Gräbern ewige Siegeskunde bringen können. Dann klingt aus der Seele eines ganzen neu geeinten Vaterlandes und Volkes:

„Heil dir im Siegerkranz!“

R. J. T e r c h a.